Grammatik, Stilistik, Rhythmik

Autor(en): **Lang, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **8 (1952)**

Heft 3

PDF erstellt am: **03.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-420244

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Grammatik, Stilistik, Rhythmik
(Fortsetzung)

II. Stilistik

Neubildungen sind, Sie wissen es, sehr oft Fremdwörter. Mit ihrer Betrachtung verlassen wir das Gebiet der formalen Grammatik und beginnen das Wesen des Stils zu untersuchen. Dazu gehören ja auch die Fragen des Wortschatzes. Mir scheint eine ähnliche Überlegung, wie wir sie eben im Grammatischen machten, auch hier als gegeben. Wir fragen uns in jedem Falle: Bereichert das neue Wort die Sprache? Ist diese Frage nicht eindeutig zu bejahen, so werden wir die Neuerung verwerfen.

Die meisten neuen Wörter dringen bekanntlich mit den neuen Sachen ein. Insofern sind sie gutzuheißen. Freilich wäre es wünschenswert, daß sie nicht allzu stark aus der Sprache herausfielen. Man sollte fremde Sachnamen nach Möglichkeit eindeutschen. Leider hat die Erfahrung gezeigt, daß das nicht ganz einfach ist. Denn wenn die Einführer und Verwalter dieser Dinge, also die hiefür zuständigen Fachleute, die Notwendigkeit einer Eindeutschung nicht einsehen, so dringen die von Philologen vorgeschlagenen Neubildungen selten durch, oft erst nach jahrzehntelangem Kampf. Zudem ist es doch so, daß diese Wörter oft gleichzeitig in viele Sprachen eindringen; sie sind sozusagen international. Vor allem sind die Widerstände natürlich in den kosmopolitischen Kreisen groß, und die gibt es auch in unserm Lande. So hat es meines Wissens noch niemand fertiggebracht, auf den Speisekarten des schweizerischen Gastgewerbes die „Sauce" durch die „Tunke" zu ersetzen, obschon das deutsche Wort nicht länger als das fremde ist*.

Aber es gibt eine Gruppe der fremden Wörter, gegen die der Kampf nicht aussichtslos erscheint. Ich meine jene, welche äußerlich wie deutsche aussehen, aber doch fremde, nur aus Faulheit nicht übersetzte Wörter sind. Kürzlich sah ich in einer Illustrierten — die Bildbeschriftungen sind überhaupt eine wahre Fundgrube schludriger Wendungen — das Wort „Divisionsband". Es handelte sich aber gar nicht um ein Band, sondern um die Musikkapelle einer Division. „Divisionsmusik" wäre richtig gewesen. Ich finde nicht, daß wir dieses „Band" aufkommen

* Und unserm „tunken" nahe läge. Aber „das tut man doch nicht!" St.

lassen sollen, nachdem wir schon alle Mühe haben, Bande, Banden und Bänder auseinanderzuhalten.

Ein anderer Fall ist „kontrollieren". Ich meine das Kontrollieren, das aus englischen Texten stammt. Dort bedeutet es nämlich nicht beaufsichtigen, sondern beherrschen, maßgeblich beeinflussen. Ein Mann, der die Zinnproduktion „controls", hat die Zinnproduktion völlig in seinen Fingern; das ist kein Herr, der nur ab und zu eine kleine Kontrolle ausübt. Aber leider hat man versäumt, rechtzeitig gegen diesen Übersetzerirrtum aufzutreten, und ihm gestattet, sich wie eine Seuche auszubreiten. Und so finden wir heute das Zeitwort „kontrollieren" in zwei Bedeutungen angewendet, wodurch eine Unsicherheit in der Sprache entstanden ist. Wir betrachten dies als eine ausgesprochene Verschlechterung und würden es vorziehen, wenn man sich entschließen könnte, das Fremdwort wieder ausschließlich in der alten Bedeutung von „Kontrolle machen" zu gebrauchen.

Die eindringenden Fremdwörter sind aber ja nur ein Teil des neuen Wortgutes, mit dem sich der Sprachpfleger, der seine Aufmerksamkeit auf den Stil richtet, auseinanderzusetzen hat. Es gibt im deutschen Sprachgebiet auch Neubildungen, die grammatisch zwar unanfechtbar sind, aber aus stilistischen Gründen Bedenken erwecken. Hierher gehört zum Beispiel das bekannte „schlußendlich", das keinen Deut mehr aussagt als das gewöhnliche „endlich" und seine Entstehung wohl dem jugendlichen Superlativdrang zu verdanken hat, der sich auch in Wörtern wie kolossal, pyramidal, maximal usw. auszutoben pflegt. Menschen im Entwicklungsalter scheinen ohne solche Höchstformen nicht auskommen zu können, was keinen Grund dafür bilden sollte, daß auch Erwachsene sich ihrer unbesehen bedienen.

Doch genug von den Schwierigkeiten, die nur schon die Wortwahl bietet! Ist sie doch für den Stil bei weitem nicht einzig maßgebend! Ganz andere Erörterungen drängen nach. Doch dieses sei vorerst noch entschuldigend gesagt, daß es unendlich viel leichter ist, über Grammatik zu sprechen, als Fragen des Stiles zu erwägen. Die Grammatik hat schließlich ihre festen Maßstäbe. Etwas ist richtig, oder es ist falsch. Eine Aussage ist logisch oder sie verstößt gegen die Denkgesetze. Die Stilistik aber hat es weder mit der Logik noch mit der Richtigkeit zu tun. Sie will die Schönheit des Stils untersuchen. Und nun wissen Sie ja

alle, wie viele Menschen die Auffassung hegen, es gebe keine ästhetischen Gesetze, sondern hier herrsche die subjektive Willkür ganz unbeschränkt. „De gustibus non est disputandum.“ Und dennoch ist nicht alles und jedes bei der Bewertung des Stiles nur subjektiv. Es gibt objektive Maßstäbe! Der französische Stilmeister Antoine Albalat hat sogar behauptet, es bestünden welche, die für sämtliche Sprachen Geltung besäßen. Ich bin geneigt, ihm weitgehend recht zu geben.

Erlauben Sie mir, einige von ihnen kurz zu besprechen. An erster Stelle möchte ich die Klarheit nennen. Der leicht lesbare, durchsichtige Stil ist schön; er ist so schön, daß ein Lessing ausrufen konnte: „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.“ Wenn die Sätze eines Sprachganzen einen Bau aufweisen, der Lesehemmung und Mißverständnis vollkommen ausschließt, und sie alle, auch wenn es sich um längere Verbindungen und Gefüge handelt, in jeder Hinsicht klar zu übersehen sind — dann ist die erste und wichtigste Bedingung eines guten Stiles erfüllt.

Die Klarheit allein verbürgt indessen, trotz Lessing, noch nicht einen restlos erfreulichen Stil, wenigstens nicht, wenn der Text nicht eine Abhandlung bildet — welchen Typus Lessing vielleicht einzig im Auge hatte —, sondern der erzählenden oder schildernden Gattung angehört. Denn dann erwarten wir überdies im Wortschatz eine gewisse Fülle, d. h. in den Ausdrücken Reichtum und Abwechslung. Die Hauptwörter sollen gut gewählt und inhaltsschwer sein, die Eigenschaftswörter sollen treffen und den Aussagen Farbe und Form verleihen, die Zeitwörter eindeutige Bewegung ausdrücken. Kommen Aufzählungen vor, so wird es, trotz aller Klarheit, ganz gewiß immer peinlich auffallen, wenn dem Schreiber schon nach einem Beispiel der Atem ausgeht: „Wir hatten im Lager eine ganze Menge von Gesellschaftsspielen zu unserer Verfügung, wie Domino und andere.“ Auch werden wir unliebsam angesprochen, wenn sich dieselben Wörter oft und nahe beieinander wiederholen. Auf solche langweilige Wiederholungen hat es der einen Aufsatz durchsehende Deutschlehrer bekanntlich ganz besonders abgesehen. Mag sein, daß er darin mitunter zu weit geht. Es stört eigentlich kaum, wenn sich nur unbetonte Formwörtchen wiederholen. Der Franzose — wohl weil er einen Text stärker durch das Ohr erlebt — kennt in diesem Betracht viel weniger Bedenklichkeit. Selbst die besten Schriftsteller Frankreichs

setzen zwischen Aussagen in der direkten Rede die Formel „dit-il“ ohne Zögern auf einer Buchseite sechs- bis achtmal hintereinander; sie suchen nicht krampfhaft, wie man das bei uns gelegentlich bemerkt, jedesmal ein anderes Synonym für „sagen“, wie: entgegnete er, bemerkte er, erwiderte er usw. Aber von diesem Sonderfall abgesehen —, zu dem sich in der Kunstrede noch die Anapher gesellt, d. h. die bewußte Wiederholung eines Satzanfanges — bildet die Abwechslung im Wortschatz freilich ein wesentliches Merkmal des schönen Stiles.

Aber auch wenn ein Text sowohl durchsichtig als reichhaltig wirkt, im eigentlichen Sinne ist er doch erst dann schön zu nennen, wenn er außerdem eine dritte Eigenschaft besitzt: nämlich Leben. Erst die Bewegtheit verleiht dem Stil die wahre Würze. Erst das Leben, das in ihm wallt und wogt!

Dieses Leben drückt sich einmal in den Verben aus: in ihrer Zahl und in ihrer Kraft. Dann aber auch, und dies ist noch wichtiger, in der Wort- und Satzstellung. Sätze, die alle mit dem Satzgegenstand beginnen, empfindet man auf die Dauer als fad und langweilig. (Z. B.: „Das Nutzgeflügel nimmt zu, die Zahl der Geflügelbesitzer nahm im letzten Jahrzehnt ab. Hundert Erwerbende gaben im Jahr 1930 Geflügelzucht als alleinige Beschäftigung an. Die Zucht von Edelpelztieren wird im Kanton Zürich von sieben Erwerbenden betrieben.“)

Im allgemeinen darf man wohl sicher sagen, daß ein Text um so gefälliger ist, je abwechslungsreicheren Bau der Sätze er zeigt, je öfter auch die Art seiner Sätze wechselt. In einem Text, den starkes inneres Leben erfüllt, pflegen in bunter Folge fast alle Arten von Sätzen vorzukommen: einfache und zusammengezogene, ganze und abgekürzte, Aussagesätze, Fragesätze, Ausrufssätze, Satzverbindungen, doch natürlich auch Satzgefüge, und zwar solche der verschiedenartigsten Stufung und Länge. So wird der Leser dauernd bei der Stange gehalten. So oft sein Mitgehen zu erlahmen beginnt, trifft ihn auch formal ein neuer Reiz. Eine Überraschung folgt der andern. Er ist dem Verfasser ausgeliefert. Dessen feuriger Atem teilt sich ihm pausenlos mit. Seine Wangen röten sich, seine Hände zucken, seine Augen leuchten in fremdem Glanze . . .

Es ist denkbar, daß sich diese starke Wirkung ausnahmsweise auch beim Lesen eines Schüleraufsatzes ereignet. Und einem solchen Schüler wird man gerne einen Satzzeichen- oder sogar einen Rechtschreibefehler

verzeihen. Denn selbstverständlich ist es sehr viel seltener, daß ein Schüler auch stilistisch makellos schreibt als eben nur grammatisch richtig und gut. So ist solch ein Gelingen auch entsprechend höher zu bewerten. Aber auch sonst gebührt im Konflikt zwischen den Ansprüchen der Stilistik und denen der Grammatik der Stilistik der Vorrang.

Ich denke, Sie kennen die häufigsten dieser Konflikte. Da ist einmal das bekannte Nachklappen. „Der Vater schlug Hugo seine Bitte um Gewährung eines Darlehens ab." Schalte ich nun einen Nebensatz ein, so erhalte ich folgende Form: „Der Vater schlug Hugo seine Bitte um Gewährung eines Darlehens, so sehr dessen Mutter es befürwortet hatte, ab." Dieses nach dem Komma einsam daherklappende und klappernde „ab" ist dem guten Stilisten ein Greuel. Und so schreibt er: „Der Vater schlug Hugo seine Bitte um Gewährung eines Darlehens ab, so sehr dessen Mutter es befürwortet hatte." Damit hat der Schreiber zwar die von der Grammatik verlangte Wortstellung verletzt, doch anderseits seinem Bedürfnis nach einer stilistisch erfreulichen Satzgliederung Genüge getan. Und das ist wichtiger.

Ähnlich stehen die stilistischen und die grammatischen Ansprüche im Widerstreit, wenn man ein Hilfsverb, das eigentlich zweimal stehen müßte, nur einmal setzt. So ergibt sich bei Meinrad Inglin in „Werner Amberg" anstatt des Satzes: „Der Eindruck, den sie schon bei meiner Ankunft auf mich gemacht hatte, hatte sich in diesen Tagen noch befestigt" unter Weglassung des ersten „hatte" der Satz: „Der Eindruck, den sie schon bei meiner Ankunft auf mich gemacht, hatte sich in diesen Tagen noch befestigt." Es handelt sich dabei keineswegs um eine „üble Literatenmode", wie man Nur-Grammatiker gelegentlich behaupten hört, sondern um eine wohlüberlegte stilistische Freiheit, die den Satz von einer eintönigen Hilfsverbüberschwemmung befreit. Wenn die maßgebenden Schriftsteller sich ihrer bedienen, so ist nicht einzusehen, weshalb man sie den Schülern verbieten soll.

Andere Freiheiten stehen wieder auf einem ganz andern Blatt, so namentlich die Freiheit der Wortstellung, für die weiter gar kein Grund angegeben werden kann, als daß der Satz dann „viel besser klingt". Doch damit haben wir auch schon das dritte Land betreten, das geheimnisvolle, rätselhafte Land, in dem der Rhythmus sein gewaltiges Zepter schwingt. Und erst dann dürfen wir ja mit gutem Gewissen von

einer meisterlichen Prosa reden, wenn sich zur Klarheit, zum Reichtum des Wortschatzes und zur gefälligen Bewegtheit der Sätze auch noch der hinreißende Rhythmus gesellt; denn Schönheit und Wohlklang der Prosa beruht viel eher auf dem rhythmischen Fluß als auf allen sonstigen Mitteln des Stils. (Schluß folgt)

Ein neues Wort: schubladisieren

Eines der scheußlichsten Wörter, die in letzter Zeit aufgekommen sind, heißt „schubladisieren". Was es bedeutet, brauche ich niemandem zu erklären. Daß es aufgekommen ist, liegt an den Zeitverhältnissen und am Fehlen eines einfachen Wortes, das sich für „in die Schublade versenken" oder „auf die lange Bank schieben" verwenden läßt.

Wer findet ein besseres Wort? Ich will mich gleich mit einem Vorschlag melden: Verschubladen. Über die sprachliche Zulässigkeit mögen sich die Fachleute streiten. Aber die Schublade als unübertreffliches Sinnbild für die Welt des Amtsschimmels muß bleiben. H. B.

Nachwort des Schriftleiters. Schön ist es gewiß nicht; aber auch das Häßliche kann einem manchmal Freude machen. Daß man aus deutschen Dingwörtern mit der Endung -ieren Tatwörter bildet, kommt schon lange vor. Dabei war „ier" die burgundische Endung des Infinitivs, an die dann noch die deutsche Infinitivendung -en gehängt wurde. So haben wir schon lange: hausieren, buchstabieren, schattieren u. a.; neben dem überflüssigen „amtieren" ist „amten" immer noch lebendig und vorzuziehen, neben „parkieren" „parken". Schiller sagte auch einmal „triumphen" für unser „triumphieren" (freilich auch umgekehrt „prunkieren" für „prunken"). Bis heute hat man aber die ebenfalls nach französischem Muster erweiterte Endung -isieren nur mit Fremdwörtern verbunden: galvanisieren, botanisieren, politisieren usw., und „schubladisieren" ist wohl der erste Fall, wo diese dreisilbige Endung an ein deutsches Wort gehängt wurde. Es ist schon deshalb sehr wirkungsvoll; es ist aber geradezu lautmalerisch; denn die lange Endung entspricht der berühmten „langen Bank", auf die die schubladisierten Eingaben, Petitionen, Motionen und Interpellationen geschoben werden. Es riecht förmlich nach Büroluft. Es steckt eine köstliche Ironie darin, und das ist das (verhältnismäßig) Schöne daran. Dazu würde